

»In der Zeit han I koin Wecker braucht«

Milchliefboykott auf den Dörfern – Gespräche mit Bäuerinnen und Bauern (2009)*

von Karin Jürgens und Andrea Fink-Keßler

Wie kein zweites Ereignis hat der Milchliefboykott Ende Mai 2008 die Landwirtschaft ins Blickfeld der Öffentlichkeit gebracht. Zahllose Berichte über das (harte) Leben der Milchbauern und –bäuerinnen erschienen in lokalen wie überregionalen Zeitungen. Mit Hilfe der Medien wurde aber auch ganz andere Stimmung gemacht: Streit und Zwietracht wurden auf den Dörfern gesät, militante Boykottierer gingen gegen treue Lieferanten vor. Was tatsächlich geschah während dieser aufregenden Tage und was davon sich dauerhaft als neue Begegnungs- und Beziehungsform etabliert hat, wird so unterschiedlich sein wie die Menschen, die den Boykott aus ihren verschiedenen Positionen heraus erlebt haben. Mehr ein Streiflicht als eine repräsentative Untersuchung ist folgender Beitrag. Die Autorinnen haben Bauern und Bäuerinnen aus dem Allgäu, Nordhessen und Niedersachsen einzeln und in abendlicher Gruppenrunde befragt nach ihrem subjektiven Erleben des Streiks, des Dorflebens und nach den möglichen Veränderungen, die dieser Streik für das Zusammenleben mit sich gebracht hat.

Was ist dran an den Medienberichten über Zwietracht und aggressives Mobbing von Lieferwilligen? Um die »andere« Seite des Boykotts, die persönliche und soziale Seite zu erkunden, haben wir uns auf den Weg gemacht und drei bis vier Monate nach Ende des Lieferboykotts Bauern und Bäuerinnen zu dieser Zeit, ihren Gefühlen, Eindrücken, Hoffnungen und Enttäuschungen befragt. Dazu haben wir Ende September 2008 ein Gruppengespräch mit elf Bauern und Bäuerinnen aus dem bayrischen und baden-württembergischen Allgäu und dem angrenzenden Oberland durchgeführt. Sie alle leben vorwiegend von der Milch und haben dazu zwischen 40 und 50 Kühe im Stall stehen. Viele von ihnen sind aktiv im Bundesverband Deutscher Milchviehhalter (BDM) engagiert, und zum Zeitpunkt des gemeinsamen Gesprächs lag die bewegende Zeit des Streiks noch nicht so lange zurück.

Im zweiten Teil dokumentieren wir die Ergebnisse von telefonischen Einzelinterviews mit drei Milchviehbauern norddeutscher Wachstumsbetriebe. Auch sie müssen von der Milch leben, melken dazu aber zwischen 100 und 150 Kühe auf den Betrieben. Da wir die Gespräche Ende Oktober geführt haben, zeigt sich in diesen Gesprächen bereits die Ernüchterung, die sich angesichts der gescheiterten Milchgespräche breit gemacht hat.

Das Fass war längst voll

Seit den 1970er-Jahren kam es zum wirtschaftlichen Zusammenbruch vieler der auf bäuerliche Mitbestimmung ausgerichteten, genossenschaftlich organisierten Molkereien; es folgten staatlich und politisch geförderte Molkereifusionen. Mit einer weiteren fundamentalen Veränderung wurden die Betriebe durch die Einführung der Milchquote Mitte der 1980er-Jahre konfrontiert, welche über den Druck zur Intensivierung und Produktivitätssteigerung nachhaltig Einfluss auf bäuerliche Betriebsstrukturen nahm. Wachstumsdruck, deutliche Einkommensverluste, erhöhte Arbeitsbelastungen, Betriebsaufgaben und vor allem der Milchpreisverfall begleiteten über die folgenden zwei Jahrzehnte die Milchviehbetriebe. Auf einzelbetrieblicher Ebene fand diese wirtschaftliche Krise des Milchsektors in unterschiedlichen Formen und mit höchst unterschiedlichen Auswirkungen statt.

Die landwirtschaftliche Struktur vor Ort, in den Regionen und Dörfern, die gegebene Kapitalausstattung, aber auch die soziale Familiensituation bestimmten die Chancen und Grenzen zur Betriebsentwicklung dieser Betriebe mit: Wann und wie viel Milchquote

* Der kritische Agrarbericht 2009, S. 38-44.

konnte in den letzten 25 Jahren gepachtet werden? Konnten hohe Investitionen für den Quotenkauf realisiert bzw. riskiert werden? Ließ die familiäre und betriebliche Ausgangsstruktur Aufstockung, Betriebsvergrößerungen oder Stallneubauten zu? Ein Teil der Milchviehbetriebe entschied sich, das Beste aus der geringen Quotenzuweisung zu machen und arbeitete nach wie vor als Gemischtbetrieb und mit einer konsequenten »Niedrig-Kosten-Strategie«. Andere wiederum entschieden sich, zu »vergrößern und rein zustecken«, die Betriebe zu spezialisieren und neben dem Ackerbau nur noch in die Milchviehhaltung und -zucht zu investieren.

Gemeinsam ist allen, dass ihnen der Umgang mit der unsicheren wirtschaftlichen Realität im Milchsektor in den letzten beiden Jahrzehnten eine ungemeine Flexibilisierung ihres wirtschaftlichen Handelns abverlangte. Unsichere Existenz- und Wirtschaftsbedingungen sind für Milchviehhalter letztendlich alltägliche Realität geworden. Vor diesem Hintergrund bedeutet die zentrale politische Botschaft für eine quotenfreie Zukunft im Milchsektor mehr als die Fortsetzung ihres harten Kampfes zur Existenzsicherung ihrer Betriebe. Die »Prekarisierung« des Milchsektors nimmt heute nicht nur den kleineren landwirtschaftlichen Familienbetrieben planbare wirtschaftliche Perspektiven, die wirtschaftliche Verunsicherung trifft ebenso die hochspezialisierten und mit hohem Produktionsvolumen wirtschaftenden Milchviehhalter in West- und Ostdeutschland.

Zentrale Botschaft der neoliberal ausgerichteten Agrarökonomie und -politik bleibt es dennoch bis heute, jeden einzelnen Milchviehbetrieb als Schmied seines eigenen Glückes und die wachsenden wirtschaftlichen und sozialen Schwierigkeiten in erster Linie als Ergebnis individueller Defizite oder unternehmerischen Versagens zu deuten. In dasselbe Horn blasen auch die berufsverbandlichen Vertretungen, wenn sie von Milchviehhaltern weit über dem Durchschnitt liegende Unternehmerqualitäten fordern und das Risikomanagement heute zum Alltag milchviehhaltender Betriebe erklären. Politisch wird auf die wirtschaftlichen Unsicherheiten und die prekäre Existenz also nicht reagiert, sondern sie wird vielmehr zur Normalsituation erklärt. Der Milchlieferboykott hat hier eine nicht gehante neue Solidarität gezeigt: Zumindest, so die Bauern, »man redete wieder miteinander!«.

»Ich werde ab morgen keine Milch mehr abliefern«

Es war Heuwetter, als sich am 26. Mai 2008 über 9.000 Milchbauern und -bäuerinnen auf den Weg zum Firmensitz der zum Müller-Konzern gehörenden

Molkerei Weihenstephan in Freising aufgemacht hatten. Sie kamen trotzdem. Nach Wochen ergebnisloser Versuche, auf dem Verhandlungswege mit der Molkereibranche zu einer Lösung zu kommen und nach der kurzfristigen Absage der Molkereien eines für die letzte Maiwoche geplanten Gesprächs, spürten alle: Es reicht.

Landwirt K., Milchbauer aus dem Landkreis Biberrach und aktives BDM-Mitglied, war in München dabei, als man den Lieferstopp ausgerufen hat.

Als Romuald Schaber gesagt hat »Ich liefere ab morgen keine Milch mehr«, da ist es mir kalt den Buckel runtergelaufen. Jetzt wusste jeder, der dabei war, was das heißt. Man hatte ja die Verantwortung für sein Gebiet und wusste, welche Arbeit auf einen zukommt. Du siehst die Milch weglaufen und mir sind die Tränen gekommen. Diese 9.000 Bauern auf diesem Stückchen Acker – das war schon eine unglaubliche Stimmung.

Große Beteiligung auf allen Dörfern

Die Beteiligung in den ersten Streiktagen war daher unterschiedlich hoch, je nachdem ob es in einem Dorf aktive BDM-Mitglieder gab oder nicht. Stammtische wurden eingerichtet, an denen sich alle täglich treffen, austauschen und über die neuen Entwicklungen und Entscheidungen informieren konnten.

»Jeder hat mit seinem Nachbarn diskutiert. Man ging auf die Veranstaltungen und ist mit mehr Sicherheit wieder nachhause gekommen. Dass die Bauern so mal zusammengestanden haben, das war außerordentlich, das kennen wir nicht.«

»Als ich zum ersten Mal zum Stammtisch kam, da ist einer zu uns an den Tisch gekommen und hat sich zu uns gesetzt von dem ich weiß, dass unsere Familien seit Generationen zerstritten sind. Der ist ganz normal hergekommen, hat mit mir gesprochen. So etwas hat es noch nie gegeben!«

Eine Bäuerin berichtet, dass ein alter Bauer auf sie zu gekommen sei, mit Tränen in den Augen und gesagt habe: »Dass ich das noch erleben darf, dass die Bauern sich wehren.« Sein Sohn hatte ihn zum Stammtisch geschickt, damit er besser versteht, warum sie zuhause die Milch wegkippen. Das Politische hat er nicht so richtig verstanden, verstanden aber hat er, dass seine Wut, die er jahrelang in sich hineingefressen hatte, nun durch die Aktion der Jungen ihren Ausdruck finden durfte.

Milch wegkippen und auf viel Geld verzichten – das führte in vielen Familien zu Auseinandersetzungen. Gerade die Senioren, die den Krieg noch mitgemacht hatten, waren oftmals dagegen, das wertvolle Lebensmittel Milch einfach in die Gülle zu schütten. Das Wegschütten von Milch war für alle nicht einfach:

»Jeden Tag waren wir mit Melken und Milchwegschütten konfrontiert. Das war nicht wie bei normalen Streiks, wo die im Streikcafé sitzen und Kaffee trinken. Ich wäre auch lieber in den Wald gegangen. Aber so warst du jeden Tag damit konfrontiert. Jeder von uns hatte mindestens einmal am Tag Tränen in den Augen. Nicht nur vom Milchwegschütten, sondern auch emotional wegen dem Ganzen ...«

Für Familienmitglieder, die zuhause blieben und den Streik nur über die Medien erlebten, war die Situation oftmals schwieriger auszuhalten als für die Aktiven, die in diesen zehn Streiktagen ständig unterwegs oder am Telefon waren und sich mit Gleichgesinnten austauschen konnten. Dabei haben die Medien, die zunächst auf der Seite der Streikenden waren, kräftig Politik gemacht und die Unsicherheiten geschürt, zum Beispiel durch fehlende Berichterstattung.

In Dörfern, in denen viele Milchbauern und -bäuerinnen BDM-Mitglieder waren, war die Beteiligung fraglos hoch. Es gab aber auch Ortschaften, in denen alle mitmachten, obwohl keiner im BDM war. Viele schauten zunächst einmal, wie sich der Nachbar und vor allem wie sich die großen Betriebe entscheiden.

»Eine Bäuerin rief mich an, selbst nicht im BDM. Sie war ganz überrascht, weil alle sie angerufen haben und gefragt haben, ob sie mitmachten, nur weil sie der größte Betrieb im Dorf waren. Alle schauten auf sie. Das hat sie völlig vor den Kopf gestoßen. Sie hat dann mitgemacht und alle drum herum auch.«

Gestreikt oder geliefert?

Der Streik war auch das Ende der radikalen Stammtischmeinungen und die klare Aufforderung Position zu beziehen: Nichtliefern oder Weiterliefern. Da gab es nichts dazwischen, keine Grauzone und keine Möglichkeit sich herauszuwinden. Die Position wurde täglich sichtbar: Kommt der Milchwagen oder nicht? Das Visier zu lüften ist nicht allen leicht gefallen, zumal es unter Umständen um viel Geld ging. Manch einer hat sich erst am fünften oder sechsten Tag zum Streik entschlossen. Das Problem war auch, dass einige glaubten, der Streik würde nicht lange gehen. Sie sahen sich mit ihrer Position »Seht ihr, ich hab es gleich gesagt, das bringt nix« als die lachenden Dritten. Je länger der Streik ging, je mehr im Dorf mitmachten, desto isolierter waren und fühlten sich diejenigen, die weiterhin lieferten.

Die Polarisierung in eine Mehrheit der Streikenden und kleine Gruppe von Nicht-Streikenden führt nicht nur zur Isolation der Nicht-Streikenden und einem damit subjektiv verbundenen Stress und Druck, sondern machte auch Streikende wütend, ließ alte Wunden wieder aufbrechen. Aus Sicht der Streikenden

verlängerte jeder, der weiterhin Milch lieferte, nur die »Leidenszeit« derjenigen, die täglich melken, Milchwegschütten und auf Einkommen verzichten.

»Das war auch hart aus Sicht der Streikenden. Jeder, der nicht mitmachte, der verlängerte meine Leidenszeit. (...) Das hat dann viele alte Konflikte wieder aufgeworfen. Im Grunde war das, wie wenn man ein Pflaster abreißt und schaut, ob die alte Wunde schon verheilt ist. Manchmal war die Wunde eben nicht verheilt.«

Durchaus vorgekommen ist auch, dass Betriebe von »ihrer« Hausbank eine Beteiligung am Streik verboten bekommen haben, Betriebe, die bereits mit einem Fuß am Abgrund stehen und die Banken immer wieder um Stundung ihrer Kreditraten bitten mussten. Und es gab Betriebe, die es sich schlicht finanziell überhaupt nicht leisten konnten, auf das Milchgeld zu verzichten.

Unerwartete Solidarität

Unerwartete Solidarität gegenüber den Streikenden gab es von allen Seiten, berichten die Bauern und Bäuerinnen aus dem Süddeutschen. So habe unter anderem die örtliche Genossenschaftsbank sich solidarisch erklärt und den streikenden Milchbauern die Kredite während des Streiks gestundet. Auch viele Geschäftsleute seien solidarisch gewesen. Bäuerinnen waren zum Landhandel und zur Bank gegangen, um Geld zu sammeln für den geplanten Ausverkauf der Milchregale. Solche Aktionen waren spontan. Keiner habe nein gesagt. Bereits am dritten Streiktag meldete der BDM erste leere Regale im Lebensmitteleinzelhandel.

Verbraucher und Nicht-Landwirte des Dorfes hätten vorwiegend Verständnis gehabt und die Bauern gefragt, wie sie sie unterstützen könnten.

»Als wir beim Aldi die Milch kauften, da hat der Verkäufer so grimmig dreingeschaut, dass ein Bauer ihn gefragt hat, was ihn denn störe. Da hat er gesagt: ›Um Himmels willen. So was wie ihr jetzt macht, das muss man in noch viel mehr Bereichen machen!‹ Es gab so viel Zustimmung von Ecken, die man nicht erwartet hätte.«

Auch die Kirchen begannen bundesweit, die Sache der Milchbauern zu unterstützen. In der evangelischen Kirchengemeinde Leutkirch/Allgäu wurden die Besucher des Sonntagsgottesdienstes vom Pfarrer vor Beginn des Gottesdienstes über die Hintergründe des Milchstreiks, über die Auswirkungen von Dumpingpreisen und Übermengen sowie über die Forderungen des BDM nach Mengensteuerung informiert. Auf dem Altar stand ein Glas Milch und daneben eine Kerze, die für die Anliegen der Milchbauern entzündet wurde. Ein anderer Pfarrer hat den Streikenden angeboten, dass diejenigen, die nicht zur Krisensitzung an die Stammtische kommen wollen, auch in die Kapelle

kommen könnten. Am ersten Abend waren es 22 Bauern und am letzten Abend über 80 gewesen. An vielen Orten wurden auch spontane Andachten gehalten, um die Familien der Streikenden auf den Höfen mit Gebeten zu unterstützen.

... die Wut musste raus

Am meisten enttäuscht waren die Milchbauern und -bäuerinnen von »ihrer« Molkerei. Ihr hatte die Solidarität seit Jahrzehnten gegolten, der Gegner gerechter Milchpreise war der Handel gewesen. Und nun stellte sich heraus, dass die Molkereien mit aller Härte gegen die Streikenden vorgingen, anstatt dem Handel ein Signal zu setzen nach dem Motto »Sorry, wenn ihr so wenig bezahlt, seht, die Bauern streiken und jetzt gibt es eben mal keine Milch«. Alle verfügbare Milch wurde in die Trinkmilchproduktion gesteckt und es wurde auch Milch aus dem benachbarten Ausland wie Tschechien zugekauft und nachts angeliefert, nur um die von den Streikenden beabsichtigten Lieferengpässe oder gar leeren Milchregale zu vermeiden.

»Das Frustrierende war, der Handel hatte schon eingeschwenkt, die Politik ist aufgesprungen, sogar der Bauernverband hat eingelenkt – aber unsere Molkereien nicht. Wir haben geglaubt, dass gerade die eigentlich auf unserer Seite stehen müssten, aber die haben sich während des Lieferstopps – und noch jetzt – als die eigentlichen Gegner entpuppt.«

Um die Keile zwischen die am Lieferstopp Beteiligten und die immer noch liefernden Bauern zu treiben, haben Molkereien Tankwagen vor streikende Betriebe fahren lassen, damit die Nachbarn glauben, dass diese nun wieder liefern würden.

*

Die bislang beschriebenen Betriebe stammen alle aus dem Allgäu und dem angrenzenden Oberland. Es sind vergleichsweise kleine Betriebe mit 40 bis 50 Kühen. Im folgenden Teil werden die Reaktionen auf den Milchlieferboykott von drei Landwirten aus der typischen norddeutschen Milchvieh- und Grünlandregion beschrieben. Alle drei melken mehr als 100 Milchkühe. Bei ihnen bestimmen ihre Beteiligungsart und ihre verbandspolitischen Funktionen Erfahrung und Wahrnehmung des Streikverlaufes.

Streiken nur bei gemeinsamer Entscheidung

Am Lieferstopp beteiligte sich Lutz S. über die ganze Woche hinweg gemeinsam mit seinem als BDM-Mitglied engagierten Betriebspartner – auch wenn Lutz S. sich selbst eher als einen Mitläufer bezeichnete. Denn

zum Milchboykott entschied er sich sehr kurzfristig, am Tag nach dem Boykottaufruf des BDM und nach einer kürzeren Diskussion mit seinem Betriebspartner.

»Also ich bin eher skeptisch gewesen, er (mein Partner) ist dafür gewesen – ganz klar. Als dann plötzlich über Nacht die Nachricht vom Milchstreik kam, haben wir uns zusammengesetzt, kurz, und haben das ausdiskutiert. Also wenn ich gesagt hätte, nein ist nicht – dann hätten wir das nicht gemacht. Aber wir haben uns zusammengesetzt und die Entscheidung zusammen getroffen, das zu machen. Ich habe mich von seinen Argumenten überzeugen lassen.«

Die beiden Landwirte nahmen bei einer Milchquote von 1,5 Millionen Kilogramm den Verzicht der Einnahmen von 4000 Liter Milch täglich in Kauf. Gerade für Lutz S., der sich erst vor einigen Jahren entschloss, das Überleben seines von ihm allein geführten Betriebs mit einer Milchquote von 450.000 Litern und 40 Kühen mit dem Zusammenschluss in die GbR abzusichern, wurde der betriebliche Zusammenschluss zur Zeit des Milchstreikes auch zu einem politischen Rückgrat:

»Mit meinem 40, 50 Kühen hätte ich das nicht durchgehalten – also dann hätte ich diesen Streik nicht mitmachen können.«

Den Lieferstopp verstanden sie vor allem als einen Kampf um einen besseren Milchpreis. Seine genossenschaftlichen Geschäftsanteile gab Lutz S. mit dem Betriebszusammenschluss vor einigen Jahren auf. Ihre Milchlieferverträge schließen die Landwirte heute mit einem freien Lieferanten, vor allem um den Vorteil des Mengenzuschlags gegenüber den Milchpreisen der genossenschaftlich organisierten Molkereien zu nutzen.

Ein Solidaritätszeichen für die Streikenden

Der zweite der befragten Landwirte, Walter F., entschied sich erst am vierten Tag des Milchstreikes zu einer solidarischen Einzelaktion – um »seinen Teil dazu beizutragen«. Von dem Familienbetrieb, den er heute mit 110 Milchkühen bei einer Milchquote von einer Million Kilogramm und 40 Hektar Futterbau als reinen Milchviehbetrieb bewirtschaftet, wurde an einem Tag keine Milch mehr abgeliefert. Seine Entscheidung, »zweimal die Milch wegzukippen«, traf er »aus dem Bauch heraus« – Bedrängungs- und Überzeugungsversuche von anderen Kollegen erlebte dieser Landwirt nicht.

»Ich dachte, weil die anderen was machen, ist es ja auch schön, um die anderen Landwirte zu unterstützen.«

Der Landwirt organisierte sich weder im Landvolk noch beim BDM. Von Veranstaltungen und politischen Aktionen während des Lieferstopps fühlte er sich nicht angesprochen, auch wenn er die damit verbundenen Ziele nachvollziehen und befürworten konnte. Informationsveranstaltungen und Diskussionsrunden, die während des Milchlieferboykottes von den berufsständischen Vertretungen oder dem BDM angeboten wurden, besuchte dieser Landwirt nicht. Ausschlaggebend hierfür war schon damals seine Ansicht, dass der politische Kampf und die damit verbundenen Strategien für die Milchviehbetriebe »in der EU« nichts bringen:

»Der Lieferstopp ist vollkommen in Ordnung, ne. Dass sie die Menge runter [= sich für eine Kürzung der Milchquote einsetze – K. J.] – ich würde ja lieber 50 Kühe als 100 Kühe melken, um davon leben zu können. (...) wenn das bloß Deutschland wäre, denn wäre es ja gar kein Thema – aber wir sind EU-weit und das bringt ja nichts.«

Betrieblich sieht dieser Landwirt keinen anderen Weg, als sich weiter auf den Weltmarkt einzustellen.

Vom Streik total überrollt

Albert P., der seinen Milchviehbetrieb mit dem Betrieb seines Bruders zu einer familienbasierten GbR zusammenführte, erging es da anders. In den Wochen und Monaten vor dem Lieferstopp wurde er zwar einige Male von BDM-Aktivist*innen in der Region auf eine Mitgliedschaft angesprochen: Die Ziele des BDM ablehnend, setzte der Landwirt sich nicht weiter mit den Aktivitäten des BDM auseinander.

Vielseitige betriebswirtschaftliche Veränderungen der vergangenen Jahre wie die Quotenaufstockungen, Zupacht von Ackerland, der Stallneubau, betriebliche Diversifizierung über Zucht und Markenfleischprogramme und vor allem die bisher relativ sichere Preissituation seiner Genossenschaftsmolkerei bedeuteten für diesen Landwirt nicht nur den Versuch, seine Produktionsbedingungen in Reaktion auf die wirtschaftliche Lage ständig zu optimieren, sondern führten ihn auch zu der festen Überzeugung, mit seinem Milchviehbetrieb in einer typisch norddeutschen Milchviehregion auf dem richtigen Weg zu sein:

»Wenn wir das nicht schaffen, hier oben in Norddeutschland – Milchproduktion auskömmlich zu gestalten, dann schafft das keiner. Hier oben, mit den Strukturen, im Grunde genommen ja auch mit den ordentlichen Molkereien, die wir hier haben – wenn das hier nicht klappt.«

Vom Beginn des Milchstreiks in seiner Ortschaft sah er sich dann plötzlich »total überrollt«:

»Das ging ja innerhalb von ein, zwei Tagen, wo du entscheiden musstest, wo, wo willst du hin? Welcher Richtung willst du angehören? Ja - und da habe ich mich verdammt schwer mit getan.«

Ausgehend von der betrieblichen Situation, aber auch vor dem Hintergrund ethischer und politischer Einstellungen entschied sich Albert P. gemeinsam mit seinem Kooperationspartner gegen den Milchlieferboykott.

»Alleine diese Überwindung die Milch weglassen zu lassen. Das ist schon, ist ein Argument und das andere ist eben, dass ich nicht mit den Zielen des BDM konform bin. Dass ich das überhaupt nicht nachvollziehen kann, was die da wirklich mit bezwecken wollen.«

Lieferstopp – um des »lieben Friedens« willen

Die vor allem aus betriebsinterner Perspektive getroffene Entscheidung, den Lieferstopp abzulehnen, wurde von Albert P.'s Berufskollegen vor Ort nicht so einfach akzeptiert – als Vorstandsmitglied im Kreislandvolkverband war er in einer »Position, wo denn viele drauf gucken«. Als Kreislandvolkvertreter sah der Landwirt sich zudem in einer Position, in der er sowohl die verbliebenen Lieferanten als auch die streikenden Landwirte zu vertreten hatte. Dennoch, von ihm als Vorstandsmitglied wurde von den Landwirten, die alle ja auch Landvolkmitglieder waren, ein deutlicheres Engagement und eine entsprechende Positionierung erwartet:

»Das ist denn von anderen nicht so gerne gesehen worden, nicht. Von Nachbarn, von Berufskollegen wurde man deutlich angesprochen, dass man da mitzumachen hat. (...) Unsere Nachbarn, die waren denn hier und versuchten denn einen so ein bisschen in die Ecke zu drängen.«

In Reaktion organisierte der Landwirt gemeinsam mit dem Vorsitzenden des Ortslandvolkverbandes eine Versammlung für die Landwirte. Nach den Aufforderungen der eigenen Berufskollegen, aber auch auf Grund der wachsenden Beteiligung der Milchbauern in der Region am Streik bemühten sich die Landvolkvertreter dann um offene Gesprächsrunden und einen Positionsaustausch mit den BDM-Bezirksleitern in der Region und auch um öffentlichkeitswirksam solidarische Signale:

»Unser Landvolkvorsitzender, der hat denn auch mal – eigentlich war er nicht davon überzeugt, aber er hat denn auch mal die Milch zwei, dreimal weglassen lassen. Das kam dann natürlich in die Zeitung.«

Entsprechend beurteilte Albert P. die Streikmotive der Landwirte. Seine Einschätzung stützte sich vor allem

auf die Erfahrungen, die er oder andere Vorstandsmitglieder aus den Landvolkverbänden, aber auch Berufskollegen, die sich – wie er – gegen den Streik aussprachen, gemacht haben.

»Du bist in deinem Kegelverein gewesen und dann: ›Du häst wieder levert? Versaust uns den Milchpreis.« Also das habe ich häufiger erlebt.«

Auch wenn vor Ort acht von zehn Landwirten streikten, von dem Milchliefestopp wirklich hundertprozentig überzeugt waren seiner Ansicht nach nur die Hälfte der beteiligten Bauern – die andere Hälfte zählte er zu Landwirten, die aus spontaner Solidarität ein- bis zweimal die Milchablieferung boykottierten oder die »um des lieben Friedens willen gesagt haben: komm, denn machen wir das«.

Ernüchterung oder neue Bewegung?

Aber was kommt jetzt? Muss jeder wieder für sich alleine auf dem Hof mit den frustrierenden Milchgeldabrechnungen klar kommen? »Klar ist jetzt ein Loch«, sagte der im BDM aktive Karl B.:

»Jetzt gilt es eben, die Realität zu vermitteln. Wir sind wieder beim ›Klein-Klein‹ und das sieht man nicht. Die, die schon länger dabei sein, wissen: es geht zwei Schritte vor und einen zurück. Das ist normal.«

Schwieriger ist es für diejenigen, die gestreikt haben und nicht schon länger aktiv im BDM sind. Viele haben wenig Erfahrung mit den langwierigen und oft frustrierenden politischen Prozessen. Sie haben geglaubt, es wird gestreikt und dann gibt es sofort mehr Milchgeld.

Und doch haben sich die Verhältnisse bewegt: Die Molkereien haben erfahren, dass sie den Landwirten nicht mehr jeden Preis anbieten können, und die berufsständische Vertretung wird sich um ihre milchbäuerliche Klientel ganz neu bemühen müssen. Die Interviews zeigen, dass die während des Streikes lancierten Meldungen vom »Unfrieden« in den Dörfern, vom streikenden Süden und stallbauenden Norden, von den unzufriedenen kleinen Milchbauern die streiken, oder von den streikenden großen Bauern, die von einem höheren Milchpreis mehr profitierten als die kleinen, nur Versuche waren, die neue Solidarität vieler Bauern zu spalten. Denn die Antworten der befragten Bauern zeigen: Die Wahrnehmung des Streikes hing stark von ihrer eigenen Rolle und Position ab und bedeutete deshalb auch, sich »heißten Diskussionen« stellen zu müssen. Die von uns befragten Landwirte jedenfalls hatten viel über härtere Diffamierungen und sozialen Ausschluss gehört – im eigenen Ort tatsächlich selbst erlebt hatte sie allerdings keiner.

Die Linie zwischen Streikenden und Liefernden verlief anders – quer zu »groß-klein«, unabhängig von »Nord-Süd« und trennte sich keinesfalls zwischen »BDM-Aktiven« und »Nicht-BDM-Mitgliedern«. So war die Streikbeteiligung einmal abhängig von der familiären und vor allem auch finanziellen Situation: Nicht jeder konnte sich dazu durchringen. Manche lavierten sich auch durch den Lieferstopp – mit »ein bisschen, das heißt nur einmal oder zweimal die Milchwegschütten«. Der befragte Landvolkvertreter und norddeutsche Milchviehhalter bekannte sich dazu in dankenswerter Offenheit.

Die Streikbeteiligung hing darüber hinaus davon ab, wie jeder Milchbauer seine Zukunftschancen sieht: Wer sich fit für den Weltmarkt fühlt oder bereits aufgrund seiner großen Liefermenge sich freier am Markt bewegen kann, erlebte den Lieferboykott weniger als existentielles Aufbäumen zur Verteidigung einer bäuerlichen Zukunft, sondern als politisch motiviert. Abhängig zeigte sich auch die Streikbeteiligung von der eigenen Beziehung zur Molkerei. Auch die süddeutschen Aktivisten erzählten, wie schwer es vielen gefallen sei, die eigene und als »gute« Molkerei erlebte Genossenschaft zu bestreiken. Einige norddeutsche Kollegen entschieden sich auf Grund des Vertrauens in ihren Molkereivorstand, nicht am Streik teilzunehmen.

Ob bei den süddeutschen Aktivisten oder den norddeutschen Milchbauern: alle berichten, dass während der Streiktage nicht nur mehr miteinander geredet wurde, sondern unter den streikenden Bauern ein neues Gefühl von Gemeinsamkeit und Zueinanderfinden entstanden sei. Die zuvor empfundene Vereinzelung haben die Streiktage ein Stück weit aufgehoben, und der Streik hat es geschafft, die Landwirte mit einem gemeinsamen Thema aus einem stillen Konkurrenzschlaf zu wecken. Für die aktiven BDM-Mitglieder hat sich zudem ein neues und nicht wieder rückgängig zu machendes Selbstbewusstsein eingestellt.

So formierten sich während der Tage des Lieferstopps neue Orte und Gelegenheiten für einen politischen Austausch unter Landwirten. Diese in den Regionen künftig stärker zu etablieren wird sich lohnen. Auch konnten über den Streik im wirtschaftlichen Stress und der Konkurrenz des Strukturwandels schwelende Konflikte neu bearbeitet werden. Mehr noch, der Streik legte offen, dass viele Landwirte nach neuen politischen Bearbeitungsformen und emanzipatorischen Denk- und Handlungsstrategien abseits der klassischen Berufsverbände verlangen. Als deutliche Botschaft an den Bauernverband bleibt die Infragestellung seiner Bedeutung als berufsständische Vertretung. Ernst nehmen sollten seine überregionalen und auch regionalen Vertreter die Forderung, sich zukünftig stärker mit der existenziellen, wirtschaftlichen und politischen Brisanz des Themas Milch

auseinanderzusetzen. Gerade die überwältigende Bereitschaft vieler Landwirte, sich zur Vernichtung ihrer Milch zu überwinden, macht dies deutlich, denn für viele bedeutete das Milchwegschütten eine schwer zu ertragende und zudem ambivalente Tat, symbolisierte sie doch noch mehr als die Vernichtung eines Nahrungsmittels, nämlich die Zerstörung der eigenen täglichen Arbeit und wirtschaftlichen Existenz.

Auch wenn die Ergebnisse sich nicht sichtbar messen lassen und die Politik sowie die Molkereiwirtschaft zurückrudern: aufs Land ist Bewegung gekommen. Fragen wurden neu gestellt, Illusionen gingen verloren. Es wird der Zukunft überlassen bleiben, wie die Bauern und Bäuerinnen diese neue Energie nutzen und was daraus wachsen wird.

So gesehen steht der Milch-Lieferstopp als kollektiver Ausdruck der dringenden Notwendigkeit nach größerer wirtschaftlicher Verlässlichkeit und Stabilität – angesichts des steigenden Veränderungsdruckes durch die hohe Wettbewerbsintensität im globalisierten Markt und einem permanenten Druck zu mehr Flexibilität im wirtschaftlichen Handeln. Gleichzeitig steht der Streik für die dringende Aufforderung der Bauern an ihre unternehmerischen Partner (die Molkereiunternehmen), hier zu einer neuen Balance zu finden. Denn gemeinsame Argumentationslinie bei streikenden und nicht streikenden Milchbauern war: Wenn Molkereien ihren Lieferanten in den letzten Jahren relativ stabile Milchpreise auszahlten, so bildete dies gleichzeitig eine unverzichtbare Voraussetzung für das Vertrauen und die Einstellungen, die die Milchbauern zu ihrer Molkerei haben. Es ging um Vertrauen in eine angemessene Bezahlung ebenso wie um Vertrauen in die dahinterstehende Unternehmenskultur.

Aufgabe der Molkereien und auch der Agrarpolitik wird es für die Zukunft sein, Konzepte zu entwickeln, die zwischen geforderter Flexibilität und erforderlicher Stabilität ausbalancieren. Denn das Vertrauen der Milchbauern zu ihren Unternehmenspartnern – dies dokumentierte die Dimension des Streikes und die Beteiligung der Bauern ohne Frage – ist zukünftig von entscheidender Bedeutung für sie. Gleichermäßen signalisierte die nichtlandwirtschaftliche Öffentlichkeit mit ihrer breiten Solidarität, dass auch ihr eine vertrauensvolle, faire Zusammenarbeit zwischen Agrarpolitik, Molkereien und den Milchbauern als ein Merkmal für unternehmerische Qualität und Unternehmenskultur wichtig ist.

Dr. Karin Jürgens

Freiberufliche Agrarwissenschaftlerin, von 2003 bis 2008 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fachgebiet Landnutzung und regionale Agrarpolitik der Universität Kassel. Seit 2009 Leiterin des Büros für Agrarsoziologie und Landwirtschaft (BAL) im Netzwerk »Die Landforscher«.

www.agrarsoziologie.de; www.landforscher.de.

Dr. Andrea Fink-Keßler

Freiberufliche Agrarwissenschaftlerin, 1986 bis 1991 wissenschaftliche Mitarbeiterin der AG ländlichen Entwicklung an der Universität Kassel, seit 1991 Leiterin des Büros für Agrar- und Regionalentwicklung (BAR) im Netzwerk »Die Landforscher« und seit 1993 Redakteurin und Mitglied der Redaktionsleitung des Kritischen Agrarberichts. Seit 2010 zudem Vorstandsmitglied und Geschäftsführerin des Verbandes der Landwirte mit handwerklicher Fleischverarbeitung (vlhf) e.V.

www.agrar-regional-buero.de; www.landforscher.de;
www.biofleischhandwerk.de